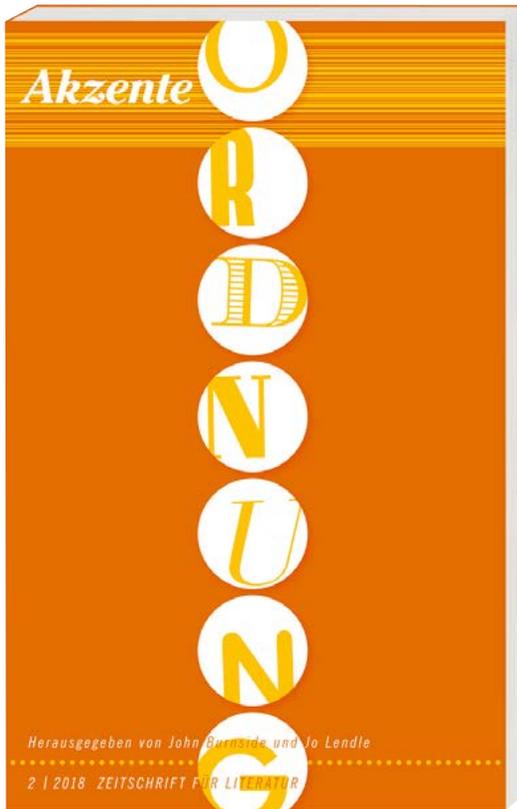


Leseprobe aus:

**John Burnside / Jo Lendle**  
**Akzente Heft 2/2018: ORDNUNG**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2018

HANSER

## Vorwort

Literatur und Ordnung sind keine selbstverständlichen Gespielen. Erwarten wir von der Wortkunst nicht gerade den Bruch mit der Akkuratess, ein beherztes Infragestellen von Regeln und Vorschriften, eine innere Autonomie selbst dort, wo die Ordnung formkonstituierend ist wie im regulierten Gedicht? Ist die Literatur nicht die große Andersdenkerin, die bestehende Konventionen probeweise aushebelt und utopische Gedankenspiele anpfeift, die stolz ist auf ihr Hakenschlagen, auf ihre Sandkastenszenarien des Anarchischen, auf ihre Unzuverlässigkeit? Wer weiß. Womöglich ist die Literatur ordentlicher, geregelter, distinguiert als das freibeuterische Klischee ihr unterstellt. Auf jeden Fall aber hat sie etwas zu sagen zur Ordnung der Dinge.

In anderen Sprachen ist die Ordnung (*l'ordre, the order ...*) zweierlei zugleich – ein geregeltes System und eine Forderung (die im Deutschen Order heißt). Was wir von der Literatur fordern können: dass sie Funken schlage aus dem unauflöslich in ihr steckenden Widerspruch, ihrem immer aufs Neue wagemutigen Versuch, die eine Ordnung (oder Unordnung) der Welt festzuhalten durch die andere Ordnung (oder Unordnung) der Sprache. Im Wissen, dass dies höchstens zufällig, momenthaft und womöglich in widersprüchliche Rezeptionen mündend gelingt, in einer Unordnung also, einer Wolke, die in zaubriger Transsubstantiation auf einmal doch wieder Gestalt annimmt wie die Interferenzen von Wahrscheinlichkeitsüberlagerungen – und plötzlich durchaus ordentlich erscheint. Solche Momente sucht dieses Heft.

# ADAM ZAGAJEWSKI

## Gedichte

### Boogie-Woogie

Du rufst aus dem Nachbarzimmer  
Fragst, wie man Boogie-Woogie schreibt  
Und ich denke, was für ein Glück  
Dass kein Krieg ausgebrochen ist  
Und kein großes Feuer die historischen  
Denkmäler unserer Stadt verzehrt hat  
Unsere Körper und Wohnungen  
Der Fluss ist nicht angeschwollen  
Und niemand von unseren Freunden  
Wurde verhaftet  
Es geht nur um Boogie-Woogie  
Ich seufze erleichtert  
Und antworte, man schreibt es, wie man's spricht  
einfach Boogie-Woogie

### Osten

Sonnenblumen mit zerknitterten Gesichtern,  
naseweise Bohnen umranken dünne Stangen.  
Idylle tiefer Gärten; Hähne krähen.  
Plötzlich erscheint Zamość, Leśmians Haus,  
dann blühen Malven und du siehst Bełżec,  
die leere Stadt, da wohnen eine halbe Million  
Schatten, dumpfe Stille so vieler Stimmen,  
und niemand weint mehr – nur vier  
hübsche Jüdinnen aus dem Ghetto in Kolbuszowa  
blicken seit Jahren ins Objektiv wie in die Rettung,  
doch es wird keine Rettung geben, gab keine,

da ist nur das Objektiv, da ist und wird sein  
die Linse mit dem blauen Glanz,  
als würde Alkohol in einem Glas entzündet,  
und die Holzkirchen warten auf das Feuer,  
ganz ruhig, unbewegt.

Das ist der Osten ohne Sonne, die Sonne  
ohne Sommer, von hier aus ist es ganz nah  
zu den letzten Orten, zu den Anfängen, zur Grenze,  
zu der schwarzen Erde, zur Arie ohne Ende.

### **Und deshalb**

Und deshalb ging ich durch die Flure  
Dieser großen Museen  
Schaute mir die Bilder der Welt an  
Auf denen David unschuldig wie ein Pfadfinder ist  
Goliath einen elenden Tod verdient  
Und auf den Gemälden Rembrandts herrscht ewiges Zwielficht  
von Unruhe und Konzentration  
Ich ging von Saal zu Saal  
Bewunderte die Porträts zynischer Kardinäle  
In römischem Purpur  
Ekstatische Bauernhochzeiten  
Leidenschaftliche Karten- oder Würfelspieler  
Ich betrachtete Segelschiffe, Schlachten, Momente der Versöhnung  
Und deshalb ging ich durch die Flure  
Der berühmten Museen, dieser überirdischen Paläste  
Ich wollte das Opfer Isaaks verstehen  
Marias Trauer und den heiteren Himmel über der Seine  
Und stets kehrte ich in die Großstadtstraßen zurück  
Wo nach wie vor Wahnsinn, Leiden, Gelächter herrschten –  
Immer noch ungemalt

**Wicsek Faber**

Wicsek Faber starb jung, es blieb von ihm  
das Gedicht: *Lächerlich bist du am Fenster;*  
Ewa Demarczyk singt diese Worte  
auf verschiedenen Platten, die sich schnell drehen,  
aber Wicsek Faber hört nichts mehr  
(*und die kühle Dämmerung bricht an*).  
Denn so ist die Unsterblichkeit,  
bitte sehr, unachtsam, gleichgültig,  
man kann nichts machen, meine Herrschaften  
(*über der Stadt hängen riesige Wolken,*  
*und bestimmt beginnt es gleich zu regnen*).

**Berge**

Wenn die Nacht kommt  
sind die Berge hell und rein  
wie ein junger Student  
vor einer schwierigen Prüfung

Die Wolken begleiten die dunkle Sonne  
ans Ende der schattigen Allee  
und verabschieden sich lange von ihr  
aber niemand weint

Wenn das Leben ein Traum ist  
dann schau, schau gierig  
schau unersättlich  
schau ohne Angst

# JOHN BURNSIDE

## Ein altes Chaos der Sonne

*Hier, jetzt, vergessen wir einander und uns selbst.  
Undeutlich erahnen wir eine Ordnung, ein Ganzes,  
Ein Wissen, das die Begegnung möglich machte.*

Es gibt da ein Haus, das ich im Laufe meines Lebens nicht nur einmal, sondern schon öfter gesehen habe, eine flüchtige Vision, die mir kam, während ich damit beschäftigt war, *woanders* zu sein, nicht daheim, aber auch nicht unbedingt unterwegs von hier nach dort. Mag sein, dass ich über Nacht blieb, vielleicht für ein paar Tage, an einem Ort, an dem ich nie zuvor gewesen war, einem Ort, der mir seltsam vertraut schien, einem Ort, an dem es »eine Schule« gab, oder doch ohne weiteres hätte geben können, »die Post in einem Laden, Fischerhäuser, Hühnerställe, auf dem Kielstapel ein Drei-Mast-Schoner.«\* Vielleicht war ich zu einem Geschäftstreffen in diesen Ort gekommen und hatte, da ich nicht gleich weiter musste, die Gelegenheit genutzt, ihn zu erkunden. Vielleicht hatte ich in einer Zeitschrift oder einem Reiseführer gelesen, dass es in dieser Gegend ein kaum beachtetes Museum gab oder einen überraschend gut bestückten Botanischen Garten; vielleicht war sie einst die Heimat eines Dichters oder eines Vogelillustrators gewesen, dessen Werke ich bewunderte, doch brachte ich jedes Mal die eidetische Erinnerung in einem ansonsten unzuverlässigen Gedächtnis von einem zwei- oder dreistöckigen Gebäude mit, unweit der Hauptstraße in einer kleinen Stadt gelegen, vielleicht auch hundert Meter abseits des Hafens einer größeren Stadt, ein Familienhaus mittlerer Größe, Büsche im Vorgarten, Sonnenlicht auf dem schmalen Pfad, der direkt zur Veranda führte, eine himmelblau oder altrosa gestrichene Tür, die unteren Zimmer mit grünen Läden hermetisch verriegelt, der obere Stock ein Rätsel wie die unterschiedlichen Religionen oder das Sexleben anderer Menschen. Auf dem Fensterbrett ein paar Blumentöpfe mit Geranien oder ein verziertes Vogelfutterhäuschen, mehr hat es vielleicht nicht gebraucht, meine Aufmerksamkeit zu erregen; und es versteht sich von selbst, dass das Haus etwas Seltsames umgab oder doch zu umgeben schien. Die Stille angehaltenen Atems, eine heimelige Stille, das Gefühl eines

\* Aus: Marianne Moore: The Steeple Jack

lang verwahrten Geheimnisses und keinerlei Anzeichen dafür, dass irgendwer zu Hause war – das sind die ersten Unabdingbarkeiten. Als ich zuletzt ein Exemplar dieses Hauses fand – bis heute habe etwa zwanzig davon in so weit auseinanderliegenden Orten wie Kvaløya in Nordnorwegen und Inverness in Kalifornien gesehen –, war ich kurz zuvor aus dem Washingtoner Zug in einer Stadt namens Connellsville ausgestiegen, einer alten Bergarbeiterstadt im südlichen Pennsylvania, deren Hauptattraktion, zumindest auf dem Papier, die historische Carnegie Free Library an der Pittsburgh Street ist; und ich war offiziell auf dem Weg woanders hin, doch sollte dies für eine Weile mein Basislager, mein Ausgangspunkt sein, und für jeden, der sich die Mühe macht, sie zu suchen, besitzt jede Kleinstadt ihre Mysterien. Außerdem hatte dieser Ort auf den ersten Blick etwas an sich, für das, denke ich, *freundlich* wohl das richtige Wort ist. Die Menschen redeten leise, bedächtig und wirkten in einem von Rezession nach Rezession getroffenen Ort

*Müde, aber hoffnungsvoll –  
Hoffnung, die keine Hoffnung war  
Bis jeder Anlass für Hoffnung  
Verschwunden war, und nachsichtig schauen  
Sie auf die Irrtümer ihrer Mitgeschöpfe mit  
Den Gefühlen einer Mutter\**

– womit sie so wenig verherrlicht werden, wie Marianne Moores Gedicht sie verherrlichen wollte: Denn Hoffnung und Nachsicht (oder Gnade) bilden doch gewiss das Fundament einer jeden Gemeinschaft, in der es sich zu leben lohnt.

\*

Und doch – wie so oft in einem neuen Bett – konnte ich in jener ersten Nacht nicht schlafen. Leide ich unter Schlaflosigkeit, werde ich meist immer ruheloser, bis ich irgendwann nach draußen gehen muss, und sei es nur, um im Hof zu stehen und den Mond anzusehen oder um die nähere Umgebung zu durchstreifen, in der in Städten wie Connellsville die Luft meist kühl und

\* Aus: Marianne Moore: The Hero

reglos und auch alles andere ruhig ist. In jener Nacht war die Temperatur allerdings auf unter Null gefallen, und ich verließ mein Hotel erst kurz vor Tagesanbruch. Es war Halloween, der Morgen frisch und klar; eine Eule rief vom nahen Fluss herüber (dem Youghiogheny), ansonsten aber blieb alles still. Ziellos ging ich auf eine alte Eisenbrücke zu, die den Fluss querte, kehrte dorthin zurück, wo ich tags zuvor aus dem Zug gestiegen war. Natürlich fuhr keine Personenzüge mehr; stattdessen stand eine lange Reihe von Frachtwaggons auf den Schienen, die mitten durch die Stadt und fort in die Dunkelheit verliefen, stand da wohl nur vorübergehend und stand auch nicht so ganz, denn während ich zusah, ruckelte die Reihe wenige Meter voran, glitten die großen zerschrammten Container einige Schritte fort ins Halbdunkel, um in meinem Blickfeld durch neue, gleichermaßen zerschrammte und zerbeulte Container ersetzt zu werden, manche mit Graffiti beschmiert, andere mit einem Film aus Salz oder Staub jener Gegenden überzogen, aus denen sie kamen: Baltimore etwa oder Pittsburgh. Eine Weile verharrte ich da, so verzaubert von der Langsamkeit des Ganzen wie von der Tatsache, dass es inmitten dieses eigenartigen Balletts geölten Metalls und sperriger Güter niemanden gab, der den Ablauf kontrollierte – zumindest niemanden, den ich sehen konnte. Als die Kälte dann meine Finger und Zehen hinaufkroch und Lichter entlang der nahen Hausfronten erblühten, ging ich weiter. Es war keine vielversprechende Gegend: Nur leerstehende Büros mit verblichenen Amtrak-Postern in den Fenstern, dazu ein paar aufgegebenen Fast-Food-Restaurants; kurz darauf dann Häuser, von denen mehrere aussahen, als wären sie schon länger unbewohnt. Doch je weiter ich den Schienen folgte, desto tiefer schien ich in Wohngebiete vorzudringen, Topfblumen und Halloween-Laternen auf den Türstufen und Veranden, kleine Gärten mit Koniferen und kahlen Bäumen, gespenstisch im Dämmerlicht, hin und wieder ein erleuchtetes Fenster, hinter dem jemand aufstand, um zur Arbeit zu gehen oder einfach nur mit einer Tasse Kaffee und der Zeitung von gestern am Küchentisch zu sitzen, ebenso wie ich ohnmächtig der Schlaflosigkeit ausgeliefert. Ich stellte mir einen Mann meines Alters vor, der auf einem Stuhl mit gerader Lehne saß und ein Buch las – wie immer gefiel mir der Gedanke. Es existiert, glaube ich, eine Verbundenheit unter den Schlaflosen: Sehe ich mich genötigt, die ganze Nacht wachzubleiben, knipse ich eine Lampe an, setze mich ans Fenster und stelle mir das ungeheure Netz von Leselampen und nach Kaffee duftenden Küchen vor, in denen die große Gemeinschaft der Schlaflosen hockt und auf die Däm-

merung wartet, male mir aus, wie sie, wenn auch unbewusst, einander durch die scheinbar endlose Dunkelheit spüren.

\*

Zwar ging die Sonne auf, doch war es noch kalt, und ich wusste, im Hotel würde bald mein Sohn wach werden. Ich hatte ihn auf diese Reise mitgenommen, damit wir zu Frank Lloyd Wrights Haus Fallingwater fahren konnten, das fünfunddreißig Kilometer von Connellsville entfernt in den Wäldern liegt. Genau genommen hatten wir vor, das Haus noch am selben Tag aufzusuchen, und da ich fürchtete, mein Junge könnte sich um mich Sorgen machen, beschloss ich, an der nächsten Ecke umzudrehen – und eben da habe ich das Haus gesehen. Es war ein recht schlichtes Holzhaus, primelgelb gestrichen (zumindest sah es im frühen Licht so aus), vorn eine Veranda, nebenan ein kleiner Garten. Nichts daran war außergewöhnlich, und es gab keinen Grund, gerade dieses Haus auszuwählen, aber solcherlei Anziehungen gehorchen nie der Logik; sie sind Teil eines Narrativs, das viel zu fein auf uns zugeschnitten ist, um es paraphrasieren zu können. Vielleicht war es die Hausfarbe, vielleicht die aufstrebenden Schatten der nahen Straßenlaterne, vielleicht auch nur die Tatsache, dass es anfangs unbeleuchtet aussah, ich bei genauerem Hinsehen aber im hinteren Haus eine brennende Lampe entdeckte – und es war dieses Licht, dieses Gefühl eines unbekanntem Narrativs, eines parallel zu meinem verlaufenden Lebens, das mich faszinierte. Was auch immer jedoch der Grund gewesen sein mochte, ich spürte gleich, dass ich zu diesem Haus gehörte. Sein Vorhandensein erinnerte mich an etwas, das ich – gebunden an mein gewohntes Habitat und dabei, einem längst unersättlichen Cäsar nicht nur mehr und mehr zu geben, sondern vielmehr gegen ihn anzukämpfen – allzu oft und gern vergesse. Lange stand ich da und starrte das Licht im Innern an, dann aber bewegte sich jemand im Hinterzimmer, und rasch wandte ich mich ab. Ich wollte nicht gesehen werden, nicht, weil ich fürchtete, der Hausbesitzer könnte sich über mich ärgern oder glauben, ich würde ihm nachspionieren, sondern weil ich alle Möglichkeiten wahren wollte, das Gefühl der Zugehörigkeit behalten wollte, das in solchen Momenten die einzelnen Akteure übersteigt und Bekannte mit Unbekanntem in einem einzigen, scheinbar wundersamen Narrativ vereint, jene eine Geschichte also, die sich durch Myriaden von Namen, Adressen und Straßennamen wie-

der und wieder erzählt, überall und immerdar. Eine Geschichte, die mit der unwahrscheinlichen Tatsache beginnt, dass diese Welt trotz aller Widernisse existiert. Die individuellen Beispiele mögen sich stetig ändern, doch das »wir«, das diese Geschichte erfindet, das sind immer *wir*.

\*

»Nicht wie die Welt ist, ist das Mystische, sondern dass sie ist«, schrieb Wittgenstein. Das wundersame Narrativ ist das *Sein* selbst.

\*

Was stimmt, zugleich aber muss das Komplementär zu diesem Narrativ ebenso mitbedacht werden. Dessen Eigenart – selbst als Metapher – in Worte zu fassen, fällt mir schwer, gleicht sie doch eher einer mentalen Atmosphäre, einer Stimmung. Ich könnte Zuflucht zu den hochtrabend klingenden Bemerkungen eines Philosophen suchen (etwa zu Eric Voegelins Feststellung, dass »die Erfahrung eines Kosmos, der in prekärer Balance am Rande des Auftauchens aus dem Nichts und seiner Rückkehr ins Nichts existiert, notwendig im Zentrum der primären Erfahrung dieses Kosmos stehen muss«). Ich könnte Wallace Stevens Zeile zitieren, laut der wir hier »im alten Chaos der Sonne« leben, Beobachtungen, die für das stimmen, was sie besagen: dass es uns gibt, ist eine zweifellos so wundersame wie heikle Geschichte; aber auch, dass es uns einmal nicht gab und bald genug nicht mehr geben wird. Ändert das die Art der Geschichte? Wie oft schon hat jemand von uns während eines Spaziergangs in einer fremden Stadt einen Blick in die Fenster von Fremden riskiert und dabei nicht nur mit den sterblichen Geschöpfen in jenen Häusern Mitleid gefühlt, sondern auch mit sich selbst (einen Moment lang bloß eine weitere, flüchtige Gestalt in der Geschichte, also wie *von außen* gesehen), ein gleichermaßen sterbliches Geschöpf, das die Angst der anderen vor der Vergänglichkeit teilt, deren Unzufriedenheit und ihre nur halb in Worte gefasste Verachtung für eine Gesellschaft, die sich allem Anschein nach Recht und Gesetz verschrieb, zugleich aber unermüdlich damit befasst ist, das Lebensblut der Vielen in Profit für wenige zu subsummieren? Jene Mutter, die noch vor Tagesanbruch ihre Kinder zur Schule schickt, ehe sie zum ersten ihrer beiden schlecht bezahlten Jobs aufbricht, mit denen sie den Wolf von der Tür

fernzuhalten versucht – wird sie lang genug leben, um ihre Söhne verheiratet zu sehen? Um dabei zu sein, wenn sich die Wünsche der Töchter erfüllen und sie Ingenieurin oder Cellistin werden? Was ist mit dem Mann, der in den Vororten zu seinem Wagen eilt, während die Luft von hier bis zum lichten, violett getönten Horizont noch süß und feucht nach Tau riecht? Und was ist mit mir? Wir sind nicht nur *Teil* dieser wundersamen, vergänglichen Geschichte, wir bilden den Stoff, aus dem sie besteht. Wir sind nicht bloß Beispiele der Ordnung, wir sind die manifest gewordene Ordnung, was heißt, dass wir letztlich nicht vom Zufall regiert werden, sondern von einem universellen (Natur-) Gesetz, wie Jorge Guillén es in den letzten Zeilen seines Gedichts *Muerte a lo lejos* festhält:

*Y acatando el inminente  
Poder diré sin lágrimas: embiste,  
justa fatalidad. El muro cano  
va a imponerme su ley, nos u accidente.*

Und doch. Sollte ich hier nicht innehalten und Resümee ziehen? Denn ich frage mich unwillkürlich, ob ich mein Hauptanliegen – jene mentale Atmosphäre – wirklich so vollständig in Worte gefasst habe, wie ich es gern würde. Vielleicht sage ich hier ja auch *nichts anderes*, als dass ich, ohne irgendwen zu sentimentalisieren, während meiner nächtlichen Wanderungen sowohl ein Gefühl köstlicher Einsamkeit genieße wie auch das Gefühl des Verwandtseins mit denen, wer auch immer dort hinter der Tür sein mag, in diesem unwahrscheinlichen Drama eines geteilten und doch je separaten Seins. Was, soweit möglich, stimmt und vielleicht auch genügt, dennoch scheint mir meine Erfahrung hier mehr als nur einem unscharfen demokratischen Impuls zu entsprechen. Mir kommt es, könnte ich es nur entsprechend in Worte fassen, *in nuce* gar so rigoros, so organisch und potentiell auch so elegant wie die Eulersche Identität vor. Was ich empfinde, ist das Gefühl zu sein, den fundamentalen Gesetzen der fasslichen, wenn auch unbeschreiblichen natürlichen Ordnung nicht allein angepasst, sondern daran teilhabend, sie untermauernd. Und ehe mir nun gänzlich die Beschreibungen ausgehen, drängt es mich, Wallace Stevens heraufzubeschwören, jenen besten Dichter der *Idee* der Ordnung, der mit entwaffnender Schlichtheit in seinem Gedicht *Dreizehn Arten eine Amsel zu sehen* schrieb:

*Ein Mann und eine Frau*

*Sind eins.*

*Ein Mann und eine Frau und eine Amsel*

*Sind eins.*

Inklusivität bedeutet hier alles. Wir sind alle eins. Nicht bloß wir Menschen. Alle. Wie man erkennen kann, wenn man die natürliche Ordnung nur genau genug betrachtet, sind wir gleichwertige Spieler im Narrativ des Seins, wir alle, vom Floh bis zum Präsidenten. Es gibt keine natürlichen Hierarchien, kein höher, kein niedriger. Was ist, ist, entsprechend seines ureigenen *Genius*.

\*

Das sollte die Grundlage unseres Verständnisses von Recht und Ordnung sein. Diese Einheit.

*Es war  
Wie ein neues Verständnis der Realität.*

Was aber meinen wir, wenn wir über Ordnung sprechen?

\*

Dem Wörterbuch zufolge ist Ungleichgewicht ein Antonym der Ordnung, also ihr vermeintliches Gegenteil. Aber stimmt das auch? Ist es nicht eher so, dass ein kleines, sich stetig verlagerndes Ungleichgewicht im Kern aller Ordnungssysteme ruht? Soll heißen: Ist es nicht offensichtlich, dass die Ordnung, wie wir sie kennen, vom Spiel herrührt – wie in der klassischen Dialektik oder beim chinesischen Philosophiebegriff des *Wuji*, dem zufolge das immerwährende Spiel von *Yin* und *Yang* bedeutet, dass sich kein Organismus, kein Ökosystem, auch kein Kosmos je in einem Zustand völligen Gleichgewichts befindet, sondern sich ständig, von Augenblick zu Augenblick, *selbst organisiert*, um eine lebendige Stabilität zu erlangen, eine bewohnbare Ordnung, wie etwa ein Zirkusclown rotierende Teller in der Luft hält, indem er auf den Tragstab gerade genügend Energie ausübt, um das gyroskopische Moment zu halten? Zu wenig, der Teller fällt. Zu viel – der Teller fällt. Seit tausenden

von Jahren wird dieses Prinzip von den Weisen angewandt, ob in der Koch- oder in der Kriegskunst.

Eine weitere Analogie findet sich in Lewis Carrolls *Alice hinter den Spiegeln*:

*Auch im Nachhinein konnte sich Alice keinen Reim darauf machen, wie das seinen Anfang genommen hatte. Sie erinnerte sich nur, dass sie rannten, einander an die Hände gefasst, und die Königin war derart schnell, dass Alice alle Mühe hatte mitzuhalten; und doch rief die Königin immer wieder: »Schneller, schneller!« – Alice hätte ihr gern gesagt, dass sie nicht schneller konnte, doch fehlte ihr einfach die Luft. Am seltsamsten war, dass die Bäume, ja, alles um sie herum sich überhaupt nicht entfernte: So schnell sie auch rannten, schienen sie niemals etwas hinter sich zu lassen. »Ja bewegen sich denn die Sachen alle mit uns?«, fragte sich die arme verwirrte Alice. Die Königin schien zu spüren, was sie dachte, und schrie weiter: »Schneller! Nicht reden!«\**

Die Idee, ständig rennen zu müssen, nur um an Ort und Stelle zu bleiben, ist von evolutionären Biologen aufgegriffen worden, die mit diesem Bild beschreiben, was geschieht, wenn sich potentielle Beutetiere und deren potentielle Jäger parallel entwickeln und folglich gezwungen sind, sich auf permanenter Basis aneinander anzupassen, um überleben und einen Reproduktionsvorteil gewinnen zu können (wenn auch nicht ganz so hektisch, verläuft die Evolution doch nach anderen Zeitmaßstäben). Die Eigenschaft ständiger Veränderung findet sich allerdings überall um uns herum. (Womit nicht angedeutet werden soll, dass das Leben als solches eine Art endloser Kampf nach dem Motto ›einer frisst den anderen‹ ist oder sein muss, auch wenn eine Anwendung dieser Theorie, in den Staaten bekannt als ALICE – Asset Limited, Income Constrained, Employed [geringes Vermögen, niedriges Einkommen, berufstätig] –, darlegt, wie ärmere Arbeiter unter den gegenwärtigen ökonomischen Bedingungen in einem endlosen Überlebenskampf gefangen sind, während die oberen 1 % nahezu täglich selbstherrlich Partys feiern.) Die Existenz basiert auf einer gewissen produktiven Spannung oder auch auf dem Spiel. Zu leben heißt spielen – womit nicht angedeutet werden soll, dass das

\* Lewis Carroll: *Alice hinter den Spiegeln*, Köln 2013, übersetzt v. Jan Strümpel

Leben nicht eine ernste, gar sehr ernste Angelegenheit ist: Im Gegenteil, in diesem Zusammenhang von Spiel zu reden betont nur, wie ernst das Leben ist. Bedenkt man das Spiel der natürlichen Ordnung, sehe ich mich zugleich genötigt, es gerecht zu nennen, auch wenn es noch sehr meinen begrenzten Interessen oder auch insgesamt meinen kurzfristigen menschlichen Interessen widerspricht. In ihrem Buch *Außer der Zeit*, moralisch eines der herausforderndsten Werke dieser Zeit, merkt Annie Dillard an:

*Man kann das Chromosom nicht flicken, das Erdbeben unterdrücken, die Flut eindämmen. Man kann nicht für die Morde toter Tyrannen büßen, und Du allein kannst keinen lebenden Tyrannen Einhalt gebieten. Nach Martin Buber ›gewährt‹ uns die Welt gewöhnlicher Tage jene präzise Assoziation mit Gott, die sowohl uns als auch unser Fleckchen Erde erlöst. Gott weist jedem einen Bereich der Erlösung zu: dieses knittrige, schwache Leben, die Welt, in der du lebst, so wie sie ist, nichts sonst.*

Wir müssen an keinen Gott glauben, um begreifen zu können, worauf Dillard hier hinauswill: Die natürliche Ordnung dient uns nicht, ›Gott‹ nimmt keine Rücksicht auf Menschen; unsere Interessen und Ängste sind allein unsere eigene Angelegenheit – was heißt, dass es auch an uns liegt, wie Buber sagt, einen Ort der Versöhnung innerhalb der natürlichen Ordnung zu finden und den Ernst und die Gnade eines Lebens in der Welt zu akzeptieren, wie sie ist. In dieser Hinsicht sind wir frei, wie schwierig diese Freiheit auch immer zu erringen sein mag – und um welchen Preis. Unser eigentliches Problem aber betrifft nicht das Leben innerhalb der natürlichen Ordnung, die absolut ist, ewig und gerecht entsprechend ihrer Gesetze, auch wenn wir sie nicht immer verstehen, nein, unser Problem betrifft jenes sogenannte ›Recht und Gesetz‹, das die Menschen sich gegenseitig auferlegen, eine temporäre, oft gewaltsame und ungerechte Ordnung, die nur allzu oft für ganze Generationen den wahren Weg verbaut (ich finde den Ausdruck *Tao* ja viel nützlicher als Gott, aber nun, jedem das seine). Auch jetzt ist diese falsche Ordnung aktiv auf ihre vielfältige Art, mit der die Mächtigen die Schwachen, die Zynischen die Vertrauensseligen missbrauchen, aber, schlimmer noch, auch im Krieg gegen das Leben selbst, angeführt von dem, was Eisenhower den militärisch-industriellen Komplex nannte (der sich, eine gewiss überflüssige Bemerkung, seither ausgeweitet hat). Die Mächtigen wahren diesen riesigen

Apparat, unter anderem indem sie darauf beharren, dass Chaos ausbräche, sollten wir versuchen, ihn zu demontieren. Die Ordnung würde zusammenbrechen. Doch was ist das für eine Ordnung, die ganze Wälder abholzt, die Meere vergiftet, die Lebewesen so gründlich auslöscht, dass noch unbekannte Arten aussterben, ehe ihnen überhaupt ein Name gegeben werden konnte? Nach tausenden von Jahren einer aufgeklärten Diskussion über Ordnung – von Lao Tse bis Albert dem Großen, von Spinoza bis hin zu vielen anderen – sollten wir wissen, dass eine ›Ordnung‹, die durch Gewalt aufrecht erhalten werden muss, keine Ordnung ist, sondern nichts weiter als eine gewöhnliche, stinknormale Tyrannei.

\*

Aber auch wenn Gesetz und Ordnung ständig von jenen okkupiert werden, die am ungeeignetsten sind, darüber zu reden, bleibt es Aufgabe und Schicksal eines jeden Menschen, ein geordnetes Leben zu führen, ein Leben irgendwo zwischen der scheinbaren Gleichgültigkeit der Naturgesetze und der Last gesellschaftlicher Konditionierung. Doch haben wir erst unser Resümee gezogen (nach einem langen Prozess des *Verlernens* dessen, was man uns – in Herz, Leib und Seele – eingetrichtert hat), lernen wir vielleicht, dass wir keineswegs so leben müssen, wie man es uns vorschreiben will. Eine neue gesellschaftliche Ordnung ist möglich. Wir müssen nicht in würdelosen Jobs arbeiten oder jene heimischen Zermürbungskriege führen, zu denen sich das Wohnen in Kleinfamilien nur allzu oft entwickelt. Wir müssen kein Leben in stiller Verzweiflung führen, wenn wir doch in einer so atemberaubend vielfältigen Welt leben, einer trotz – oder wegen – ihrer im Grunde tragischen Natur so wunderschönen Welt. Wir *können* die gesellschaftlichen Konventionen ablehnen, die unser tägliches Leben bestimmen; wir können aufhören, unsere vermeintliche Freiheit mit dem Kauf eben dieses Waschpulvers oder Handys zu erschöpfen. Wir könnten uns fragen, was wir eigentlich wollen, und den Unterschied erkennen zwischen unseren Wünschen und dem, was wir bekommen. Denn wollen wir Tradition, bekommen wir Konvention; wollen wir Sex, bekommen wir Pornografie; wollen wir Liebe, bekommen wir Valentinskarten; hoffen wir auf Ehre, bietet man uns Kompromisse; und sehnen wir uns nach bedeutungsvollen Ritualen, gibt man uns Kirche und Antidepressiva.

\*

Das ist nicht sonderlich überraschend: Man hat uns gründlich beigebracht, Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten. Wären wir anders erzogen worden (von Wölfen etwa oder Anarchisten im Wald), wären wir vielleicht bereit, gegen das eine oder andere zu rebellieren. Doch mit Beginn des achtzehnten Lebensmonats wird jedes Kind in der westlichen Welt dazu gebracht, nach der Uhr zu leben, hungrig zu sein, wenn es hungrig sein soll, zu schlafen oder zumindest im Bett zu liegen, wenn Mammy es möchte, jene Fähigkeit zu lernen, diese aber nicht, Jura zu studieren, obwohl sie doch Tänzerin werden möchte – die Liste geht endlos weiter. Man lehrt uns, Gewohnheitstiere zu werden, nur sind es oft die Gewohnheiten anderer, die wir annehmen, nicht unsere eigenen. Zu diesen Gewohnheiten gehört es, Politiker zu wählen, die nicht die geringste Absicht haben, in der Regierung unsere Interessen zu vertreten (wie denn auch, so viel wie sie großzügigen Spendern und ›Freunden‹ verdanken?), auf Menschen zu hören, die reich sind (oder reich zu sein behaupten) und – trotz Jahrzehnten gegenteiliger Beweise – anzunehmen, wir könnten uns auf das verlassen, was uns die Abendnachrichten melden. All das sind tadelnswerte Gewohnheiten, doch auch wenn wir danach suchten, gibt es doch kein politisches Äquivalent zu den Weight Watchers oder den Anonymen Alkoholikern, die uns ihre Hilfe anböten (allerdings, was für ein reizvoller Gedanke: *Anonyme Wähler*).

\*

Unterdessen lernen wir auch zu ignorieren, was unsere Körper wollen. Wir wissen, jeder Körper hat seinen eigenen Tag- und Nachtrhythmus, seine eigenen Bedürfnisse hinsichtlich Schlaf und Ernährung, seine eigene Libido, seine eigene Beziehung zur Umwelt, einen spezifischen Bedarf an Einsamkeit (die Liste ließe sich fortführen), doch vieles von dem, was unser Körper will, was er braucht, was ihm eine Chance geben würde, selbst in dieser industriell verseuchten Welt gesund zu sein, steht im Widerspruch zu den prinzipiellen, an Schule oder Arbeit orientierten Anforderungen der Gesellschaft, etwa der Arbeitszeit von 9 bis 5, von 8 bis 6 oder was auch immer der Zeitplan der Konzerne jeweils vorgibt. Blättert man durch irgendein beliebiges Magazin im Wartezimmer eines Arztes, fällt auf, wie alles, was Otto Normalverbraucher heute für sein tägliches Vergnügen halten könnte – Essen, Sex, ein Glas Alkohol –, pathologisiert wird. In meiner Jugend wurde uns beigebracht, so

zu tun, als hätten wir keinen Körper; heute fordert man uns unablässig auf, diesen Körper akribisch zu beobachten, damit wir desto mehr daran aussetzen und uns umso konsequenter jeden Augenblick körperlicher Befriedigung versagen können. Wir sind keine prachtvollen Parabeln des Nervensystems mehr, haben keine erogenen Zonen, spielen keine Gedankenspiele und haben keine heißblütigen Leidenschaften, wir sind medizinische Subjekte, die sich aus Cholesterin, Blutdruck, problematischen Keimdrüsen und Neuro-nen zusammensetzen. Kurz, wir sind viel zu sehr damit beschäftigt, zu Hypochondern zu werden, als dass wir rebellieren würden, wie fad und abgeschmackt unser Leben auch immer geworden sein mag.

\*

*Was aber tun?*, fragt sich Tolstoi (er ist immer da, im Hintergrund, und hinter ihm zweifellos das Evangelium nach Lukas) in *Über das Leben*. Eine Antwort könnte sich in Henry Millers kurzem Essay *Friede! Wie schön!* finden:

*Was will ich damit andeuten? Nur dies – dass zur Kunst, zur Lebenskunst, ein Akt der Schöpfung gehört. Das Werk der Kunst ist nichts, ist nur der fassbare, sichtbare Ausdruck einer Lebensweise, die, sofern sie nicht ans Verrückte grenzt, sich auf jeden Fall von der üblichen Lebensweise unterscheidet. Der Unterschied liegt im Akt, in der Tat, in der Durchsetzung eines Willens und einer Individualität.*

Hier gilt es Mehreres festzuhalten. Zum ersten, dass das Werk der Kunst, das Produkt ›nichts‹ ist – es ähnelt darin der Steinmandel, die Wanderer manchmal am Ende ihres Weges errichten. Sie mag als Markierung dienen, mag als solche durchaus eine elegante Steinmandel sein, wichtig aber ist allein der Weg zu ihr, die Wanderung. Zum zweiten ist der künstlerische Schaffensprozess für Miller nichts, was am Schreibtisch oder im Studio des Malers geschieht; er hält ihn vielmehr für eine ›Lebensweise‹, die im Grunde konträr zu allem steht, was die gesellschaftlich akzeptierten Lebensweisen auszeichnet (ein konditionierter Zustand, den wir *Die autorisierte Version* nennen könnten, eine Reihe von Verboten, falschen Annahmen und schlechten Gewohnheiten, die uns während unserer gesamten Sozialisierung eingebläut wurden). Und letztlich weist Miller darauf hin, dass dieser Unterschied nicht

bloß aus einer Einstellung, sondern aus der Tat erwächst; wenn die Künstler, womit dann alle gemeint sind, die es wagen, ihren Willen durchzusetzen, wahrhaft Künstler sind, dann wird sein resp. ihr Leben zu einem Akt der Schöpfung. Doch schafft sie dadurch nicht nur einen Bildkorpus, einen Band Gedichte, gelingt ihr eine Karriere als Tänzerin; sie kreierte dadurch vielmehr ihr wahres Selbst, befreit von der sozialen Pseudo-Bildung, die Miller damit vergleicht, dass jemand »die Kunst des Ringkampfes nur lernt, weil er es genießt, sich auf die Matte drücken zu lassen.«

\*

Auf die Matte drücken. Hilflos nichts weiter tun als wie geheißen zu arbeiten und zu konsumieren. Das halten unsere Herrscher für Gesetz und Ordnung. Doch gibt es für uns keinen Grund, daran nichts zu ändern. Wir leben im alten Chaos der Sonne, und soweit ich weiß, leben wir nur einmal: Wäre es da nicht besser, dieses eine Leben dafür zu nutzen, einige, wenn auch taumelnde Schritte ins geteilte Licht zu wagen, statt bloß gehorsam im Dunkeln zu stehen und darauf zu warten, dass unsere Namen aufgerufen werden?

\*

*Aus eben diesem Licht, aus des Geistes Mitte,  
schaffen wir ein wohnliches Quartier in der Abendluft,  
in dem zusammen zu sein genug ist.\**

Ich erinnere mich an eine weitere schlaflose Nacht vor mehreren Jahren – diesmal in einem Gartenhotel in einer der »schöneren« Gegenden von Chennai. Wenn ich mich nicht irre, war es meine letzte Nacht in dieser Stadt, die ich zu lieben gelernt hatte, obwohl ich mich immer bemühte, den Mienen der Menschen nicht zu verfallen, denen ich jeden Tag begegnete, Mienen, die zwischen grässlicher, vermutlich ironischer Gefälligkeit und einer plötzlichen, eisigen Distanz wechselten, mit der man, wenn ich blöd in ein mir unverständliches Narrativ stolperte, mich nicht bloß ignorierte, sondern mich wortlos gänzlich auslöschte. Meine Gastgeber taten alles, damit ich mich wohl

\* Wallace Stevens: Final Soliloquy of the Interior Paramour

fühlte, kümmerten sich um jede Kleinigkeit und entschuldigten sich überschwänglich für jede Verzögerung, jede Ungelegenheit; seltsam nur, dass der Grund für den Wunsch, einige Tage länger zu bleiben, diese Blicke und der Impuls waren, den ich mehrmals am Tag unterdrücken musste – ein Impuls, mich meinerseits nicht zu entschuldigen, sondern einfach zu sagen, dass ich verstehe, dass ich die Geschichte kenne, diesen Elefanten in jedem Zimmer, und zugleich, dass ich niemals behaupten würde, irgendwas zu verstehen, dass ich die Geschichte, wie ich sie kannte, in einem Buch gelesen hatte, nichts weiter.

\*

In dieser Erinnerung an eine dunkle, von Schlaflosigkeit verlängerte Nacht sehe ich mich in einem Sessel am Fenster meines Hotelzimmers sitzen. Es ist warm, wenn auch nicht mehr so heiß wie es war, und obwohl ich ein fernes Licht jenseits des Gartens und der Gruppe von Neem-Bäumen sehen kann, bin ich mir unsicher, wann die Dämmerung einsetzen wird. Im Augenblick kommt das stärkste Licht von mehreren Petroleumlampen auf dem Platz an der anderen Straßenseite, auf dem Verkäufer ihre Ware ordnen, eine Feuer- schale in einem ansonsten leeren Hof glüht und die Männer sich im Halbdunkel leise etwas zurufen, streunende Hunde und obdachlose Jungen an einer stillschweigend vereinbarten Grenze herumlungern, wachsam und scheu, wie zwischen Stehlen und Beten gefangen. Ich will mein Handy nicht aufklappen, um nach der Zeit zu sehen, doch bin ich mir sicher, dies ist *Brahma- muhurtha*, laut vedischer Überlieferung die ideale Zeit zum Meditieren; und eine Ahnung von Halbzeit weht durch das Gebüsch hinter der Hotelküche, etwas kommt oder geht, was, wüsste ich nicht zu sagen. Der Garten ist klein und ziemlich zugestellt, doch finde ich ihn schön in diesen Nachtstunden, und jetzt, am frühen Morgen, erst recht, weil er plötzlich voller Vögel ist: Vögel in den Bambushalmen, Vögel in den Bäumen, Vögel ohne Farbe und Lied, Vögel, die noch darauf warten, blutrot oder lapislazuliblau zum Vorschein zu kommen, mit leisem Keckern, Pfiffen oder fast in Notenschrift übertragbaren Melodien. Schließlich weicht die schwere Dunkelheit einem weichen, trockenen Grau – und mir fällt ein Licht hinter einem einzelnen Fenster am fernen Ende der Straße auf, ein Licht, das schon seit Stunden leuchten mochte, unbemerkt, während ich ins Gartengebüsch gestiert hatte.

Ich kann nicht sehen, wer in dem Zimmer ist, eigentlich kann ich gar nichts in diesem anderen Zimmer sehen, das auf derselben Höhe wie mein Hotelzimmer liegt, doch weiß ich, dass mein unsichtbarer Nachbar in einem Buch liest, die Fenster beschlagen oder von Rauch vernebelt, und einen langen Moment lang spüre ich die freundliche Gravität des Ortes selbst. Können wir in aller Schlichtheit nicht einfach sagen, dass wir den Kreuzungspunkt von Ort und Zeit meinen, wenn wir vom Sein sprechen – diesem *hier*, diesem *jetzt* –, der den Körper als solches miteinschließt: ich am Fenster, der andere Leser oder die Leserin an seinem oder ihrem, sowie all die Körper, die wir jede Nacht erträumen, all die Körper, die wir auf der Straße passieren, all die Körper, die wir so gern berühren, von denen wir uns so gern distanzieren würden, auch wenn wir es in keinem Fall zeigen wollen, denn unser Urteil, wie spontan auch immer, fällt unrecht und meist willkürlich aus, und wir würden niemandem wünschen, dass er oder sie sich im Spiegel unserer Augen als die neuen, peinlichen Fremden entdeckt.

\*

Eben dort existiert Mitgefühl für andere Menschen, für alles Sensible, in diesen kleinsten Gesten und Reflexen, im Zu- oder Abwenden, in dem, was spontan und ohne jede Verstellung geschehen muss – nur kann es nicht aufkommen, solange sich das ›Ich‹ solcher Transaktionen nicht jener Ordnung anvertraut, die über die eilfertige Etikette sozialer Konventionen hinausgeht und sie zudem (mit der Zeit) auch überstimmt, um ein kommunales Gesetz, eine kommunale, vom Naturgesetz inspirierte Ordnung sowie eine Gesellschaft entstehen zu lassen, in der das Hiersein, das Zusammen- und Getrenntsein mehr als genügt, um weiterzumachen.

AUS DEM ENGLISCHEN VON BERNHARD ROBBERN